

**MANFRED BOMM**

# **Eine Minute nach zwölf**

**ROMAN**



**GMEINER**





Manfred  
Bomm  
*Eine Minute  
nach zwölf*



Manfred  
Bomm  
*Eine Minute  
nach zwölf*  
Roman

GMEINER



Immer informiert



Spannung pur – mit unserem Newsletter informieren wir Sie  
regelmäßig über Wissenswertes aus unserer Bücherwelt.

Gefällt mir!



Facebook: @GmeinerVerlag

Instagram: @gmeinerverlag

Twitter: @GmeinerVerlag

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.gmeiner-verlag.de](http://www.gmeiner-verlag.de)

© 2022 – Gmeiner-Verlag GmbH  
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch  
Telefon 075 75 / 20 95 - 0  
[info@gmeiner-verlag.de](mailto:info@gmeiner-verlag.de)  
Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchartd  
Herstellung: Mirjam Hecht  
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart  
Covermotiv: Addictive Stock / Photocase  
ISBN 978-3-8392-7203-9

Personen und Handlung sind frei erfunden.  
Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen  
sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.





# VORWORT

Gewidmet allen, die sich nicht nur aus ideologischen Gründen, sondern aus tiefster Überzeugung für die Bewahrung der Schöpfung einsetzen, die viel zu komplex ist, als dass man sich nur auf einen einzigen Aspekt beschränken darf.

Denn wo lediglich Profit gesehen, wertvolles Ackerland zerstört, die lebenswichtige Atemluft verpestet und das kostbare Wasser missachtet wird, droht die Natur, deren Bestandteil wir alle sind, vernichtet zu werden. Wer nicht wahrhaben will, dass die Menschen auf diesem Planeten eine »Welten- und Schicksalsgemeinschaft« sind, in der niemand das Recht hat, anderen die Lebensgrundlage zu entziehen, wird weiter Hass und Unfrieden schüren.

Ohne den Glauben an eine übergeordnete Macht, die das wunderbare Zusammenspiel in der Natur hervorgebracht hat, in der alles miteinander verwoben ist, droht unser einzigartiger blauer Planet früher oder später seine Lebensgrundlagen zu verlieren.

Und niemand kann sagen, er wisse es nicht.

Prophetische Stimmen hat es zu allen Zeiten gegeben. Doch die Menschen tun sich schwer damit, zwischen ernsthaften Argumenten und egoistischem Denken zu unterscheiden.

Also zwischen echten und falschen Propheten.

Mag manches auch rätselhaft erscheinen, so sollten wir stets kritisch prüfen, wem wir Glauben schenken wollen, wohl wissend, dass die Wahrheit bisweilen unangenehm sein kann.

Und dass manche Propheten eben Rätsel aufgeben.



# 1

Das alte Bauernhaus war ideal: Seit Jahren unbewohnt und abseits des kleinen Dorfes gelegen, interessierte sich niemand um diese dahinsiechende Immobilie. Von hier aus erstreckten sich Wiesen und Äcker weit in die Hochfläche der Schwäbischen Alb hinaus. Es waren jene Felder, die einst zu dem landwirtschaftlichen Anwesen gehört hatten. Wind und Wetter waren schuld daran, dass die Natur an dem Gebäude unablässig nagte. Verrostete, halb abgefallene Scharniere ließen den vermoderten Holztüren am Stallanbau keine Bewegungsfreiheit. Vielleicht war es ein kräftiger Sturm gewesen, der eine davon zuletzt sperrangelweit aufgerissen hatte. Drinnen zeugten allerlei Hinterlassenschaften – darunter Getränkedosen, zerfetzte Pizzaschachteln und zerschlagene Wodkaflaschen – davon, dass hier erst jüngst jemand gehaust hatte. Aber in dieser Einöde, außer Sichtweite zu der kleinen Gemeinde, nahm niemand daran Anstoß, von wem dieses Haus mit seinem windschiefen Dach als Unterschlupf genutzt wurde. Obwohl die Felder sogar hier oben auf der Schwäbischen Alb reichlich mit wertvoller Muttererde bedeckt und fruchtbar waren, hatte sich der bäuerliche Betrieb in vierter Generation nicht mehr gelohnt. Die Agrarwirtschaft erforderte immer größere Anbauflächen, um rentabel zu sein. Irgendwann waren die Nachkommen des Mohringerhofs, wie man im Ort das Anwesen noch immer nannte, Richtung Stuttgart abgewandert. Erbstreitigkeiten waren angeblich ursächlich dafür gewesen, dass sich keiner mehr aus der weitläufigen Verwandtschaft um die stark sanierungsbedürftige und deshalb wertlose Immobilie und die verpachteten Felder kümmerte. Jetzt aber hatte sich die Situation geändert. Ein junger Bürgermeister und ein neu gewähltes Gemeinderatsgremium waren von dem riesigen Areal begeistert. Man träumte von der Ansiedelung »saube-

rer Industrie«, natürlich aus der IT-Branche, und Hunderten von Arbeitsplätzen. Vor allem aber von sprudelnder Gewerbesteuer, mit der endlich Festhalle, Kindergarten und ein neues Feuerwehrmagazin gebaut werden könnten. Gerade deshalb hatten sich zwei Männer – der eine 40, der andere nicht mal halb so alt – im ersten Morgengrauen dieses Frühlingstags heimlich von Ulm her auf den Weg gemacht, bepackt mit Rucksäcken voller technischer Utensilien, die sie unbemerkt in der mit Spinnweben behangenen ersten Etage des Hauses in Stellung bringen wollten. Wo genau, das hatten sie in den vergangenen Tagen ausgekundschaftet. In der ehemaligen Küche, wo noch ein Holzbackofen stand und sich Schimmel im steinernen Spülbecken breitgemacht hatte, ließ sich der hölzerne Fensterflügel öffnen, ohne dass er aus dem Rahmen zu fallen drohte. Alte Nachttischchen und Truhen, die sich im Gebäude befanden, hatten die beiden Männer zu fenstersimshohen Sockeln aufgetürmt, von denen die Vorderseiten einiger technischer Geräte direkt ins Freie zeigten.

Als glücklichen Umstand empfanden sie es, dass die eigentliche Haustür hoffnungslos verklemmt und das Schloss zugerostet war. Hier konnte also niemand mehr hereinkommen. Um jedoch sicherzustellen, dass auch andere Zugänge erschwert waren und sie zumindest eine Zeit lang ungestört in dem Gebäude sein konnten, hatten sie weitere Vorsorge getroffen: Die schwergängige verrostete Stalltür verammelten sie von innen mit landwirtschaftlichen Geräten, die sie bei ihrer Erkundung entdeckt und hergerichtet hatten. Ebenso verfuhr sie mit der Tür ins angrenzende Wohnhaus und mit zwei weiteren Türen, über die man ins Obergeschoss gelangte. Denn natürlich mussten sie damit rechnen, sofort nach Beginn ihrer geplanten Aktion gewaltsam aus dem Haus entfernt zu werden. Aber die Überwindung ausgelegter Hindernisse, die etwaigen Sicherheitskräften den Weg versperrten, würde gewiss fünf Minuten Zeit in Anspruch nehmen. Hinzu kam der Überraschungseffekt, der die Verantwortlichen zunächst in eine Art Schockstarre versetzte.

## 2

Es war einer dieser Frühlingstage, an denen die eisige Kälte der vergangenen Nacht nicht weichen wollte. Die Sonne hatte zwar nach der winterlichen Dunkelheit wieder ein gutes Stück des Horizonts erobert, aber noch tat sie sich mit ihren wärmenden Strahlen schwer, die schlummernde Natur zu wecken. Das morgendliche Vogelkonzert kündigte jedoch eine neue Lebendigkeit an.

Ingrid Ritzler, die sich bereits in den 80er-Jahren als damals junges Mädchen der erwachenden Umweltschutzbewegung angeschlossen hatte, doch bald auf Distanz zu den militant erscheinenden Strömungen gegangen war, hatte das Gespür für die Geheimnisse der Natur, für »die Wunder der Schöpfung«, wie sie immer zu sagen pflegte, nie verloren. Auch nicht, als sie nach dem Abitur in Ermangelung einer konkreten beruflichen Vorstellung »auf Lehrberuf« studiert hatte. Eigentlich war es nie ihre Überzeugung gewesen, aber damals, so schien es, war dieses Studium im Trend gelegen. Heute, Jahrzehnte danach, war sie Gott dankbar, dass sie diesen beruflichen Irrweg bald hinter sich gelassen hatte. Der Stress war ins Uferlose ausgeartet, als sich auch noch die Trennung von ihrem Mann angebahnt hatte. Wenigstens gab es keine Kinder, die gewiss noch mehr darunter gelitten hätten. Wenn sie von ehemaligen Studienkolleginnen hörte, wie es inzwischen an den Schulen abging, wie wenig Respekt die Schüler vor den Lehrern hatten, denen keinerlei Sanktionsmöglichkeiten zur Verfügung standen, dann war es wirklich ein Geschenk des Himmels gewesen, dass sie auf Journalismus umgesattelt hatte. Aber auch dieser Job war im Laufe der jüngsten Vergangenheit nicht mehr so, wie sie ihn einmal gelernt hatte. Mit der Digitalisierung und den Online-Diensten war eine verheerende Ära angebrochen, die nur noch eines kannte: die schnelle Story. Oft hatten nur die Marketingleute das Sagen.

Die Schuldigen dafür hatte Ingrid bei den jungen studierten Führungskräften geortet, die, vollgestopft mit abgehobener Theorie und eigenen Ideologien, den altgedienten Praktikern vormachen wollten, wie Journalismus funktionierte, dabei aber – wie sie es empfand – vor allem eines hatten: keine Ahnung. Eigenes Unvermögen wurde mit übersteigertem Selbstbewusstsein über-tüncht. Alles Eigenschaften, die Ingrid Ritzler hasste wie die Pest. Anfangs noch war sie begeistert gewesen, nach den langen Jahren bei Tageszeitungen den Job bei dem neuen Nachrichtenmagazin *global* bekommen zu haben – und dies trotz ihres Alters von über 55. Der Verleger, der wohl ihrer Generation angehörte, hatte sich positiv darüber geäußert, auch »ältere Semester« ins Redaktionsteam aufnehmen zu wollen, um bei der Berichterstattung das Spektrum der Senioren abdecken zu können – aber dass sie in einen Haufen wild gewordener »Blattmacher« geraten würde, hätte sie sich nicht träumen lassen. Dies alles mochte nicht zu dem bodenständigen Verleger passen, der jedoch – aus einer traditionellen Zeitungsfamilie stammend – über ein großes Vermögen verfügte und sich mit der Gründung von *global* einen Traum erfüllt hatte. Das war in heutiger Zeit und angesichts der unsicheren Situation in der Medienbranche sicher ein Abenteuer gewesen.

All dies lief wieder einmal vor ihrem geistigen Auge ab, als sie an diesem Frühlingstag im ziemlich naturbelassenen Garten ihres kleinen Einfamilienhäuschens saß, das ihr nach der Scheidung von ihrem Mann nach etlichen Gerichtsterminen zugesprochen worden war. Ein endlos erscheinender Streit um Geld und ein Erbe von ihrem Vater, das der Ex-Mann ihr streitig machen wollte, hatte sie zermürbt. Doch nun lebte sie in Ruhe und Zufriedenheit allein am Ortsrand eines der Stuttgarter Stadtteile, fernab des großstädtischen Getriebes.

Der Garten hinterm Haus war ein wahres Refugium für die Natur. Ein Teich mit kleinem Bachlauf, den eine Pumpe speiste, lockte zuhauf Vögel und anderes Kleingetier an. Es waren die ers-

ten Kröten aufgetaucht, die auf wundersame Weise irgendwo im Verborgenen den Winter verbracht hatten und nun, bei zunehmender Wärme, zu ihrem Laichplatz zurückkehrten. Ingrid verfolgte mit Interesse, wie die kleineren Weibchen ihre Männchen huckepack daherschleppten, und wie schon nach wenigen Tagen der erste Laich im Wasser waberte. Klumpen- und Fadenlaich, je nach Art der Amphibien, die sich in Größe, Form und Farbe voneinander unterschieden. Und irgendwann würde sich in den milchig-schimmernden Ballen der Funke des Lebens entzünden. Durch wen und wodurch auch immer. Waren es geheimnisvolle chemische Reaktionen? Oder etwas ganz anderes, das noch der Entdeckung harrete? Stundenlang konnte sie diesen Gedanken nachhängen.

»Ist doch fantastisch, wie die Natur alles regelt«, sagte sie, während sie, auf der kleinen Holzbank sitzend, die im Windschatten des Hauses stand und von der Sonne beschienen wurde, ihrem Kollegen Volker Brodbek eine Tasse Cappuccino reichte.

»Ein Wunder«, pflichtete ihr der Mann bei, der kaum älter war als sie und ebenfalls eine gescheiterte Ehe hinter sich hatte. Damit verband sie sowohl privat als auch, was berufliche Probleme anbelangte, das gleiche Schicksal. »Ich hätte nie gedacht«, meinte er und blinzelte beim Blick zum Teich gegen die Sonne, »dass ich einmal die Tage bis zum Ruhestand zählen würde.«

»Aber wahrscheinlich können wir gar nicht so schnell alt werden, wie uns die Regierung die Altersgrenze nach oben setzt«, gab sich Ingrid resignierend. »Dabei geht allen der Blick auf das wirklich Wichtige verloren. Ich habe den Eindruck, die Welt besteht nur noch aus dem gierigen Streben nach materiellen Gütern.«

Volker strich über seinen Dreitagebart und sah seine Kollegin durch dicke Brillengläser nachdenklich an: »Glaub mir, Ingrid, in nicht allzu ferner Zukunft fährt das ganze System an die Wand. Irgendwann schlägt das Universum zurück.« Er nahm einen Schluck Cappuccino und versank in Gedanken.

### 3

Ein großer Tag für Hintermoorbach. So jedenfalls hatte Bürgermeister Jens Felgner, ein umtriebiger Verwaltungsfachmann von gerade einmal 35 Jahren, den feierlichen ersten Spatenstich für das große Gewerbegebiet angekündigt. Auf einer »verlassenen landwirtschaftlichen Brache«, so stand es im örtlichen Amtsblatt zu lesen, werde »Platz für innovative Betriebe geschaffen, überwiegend aus der Elektronikbranche«. Die Euphorie, die aus jedem Satz herauszulesen war, ließ den Schluss zu, als werde mit *Microsoft*, *Apple*, *Tesla*, zumindest aber mit einem *Google*-Ableger gerechnet. Wurde Felgner jedoch von den Gegnern des Projekts nach konkreten Zusagen ansiedlungswilliger Unternehmen gefragt, gab er sich eher wortkarg. »Sobald wir erschlossenes Gelände anbieten können, stehen die Investoren Schlange«, prophezeite er vollmundig und genoss den Rückhalt seines Gemeinderatsgremiums, das seit der letzten Wahl überwiegend aus Bürgern bestand, die erst vor wenigen Jahren dank günstiger Bauplätze von auswärts hergezogen waren und so gut wie keinen Bezug zur Landwirtschaft hatten. Die Gemeinde war innerhalb kürzester Zeit von 800 auf 1.500 Einwohner gewachsen, weshalb sich die wenigen Landwirte, die noch nicht von der überbordenden EU-Bürokratie stranguliert worden waren, immer stärker in den Hintergrund gedrängt und von dem kommunalen Gremium nicht mehr ausreichend repräsentiert fühlten.

Selbst viele Einheimische, die der Landwirtschaft entrückt waren, hatten die geplante Gewerbeansiedlung unterstützt, hofften sie doch auf Arbeitsplätze, mit denen die jungen Leute am Ort gehalten werden könnten, weil ihnen dann eine berufliche Perspektive geboten würde. Doch es gab auch Widerstände. Plakate und Flugblätter waren aufgetaucht, auf denen beklagt wurde, dass



der Bürgermeister und die Gemeinderäte fruchtbares Ackerland opfern und zubetonieren wollten. Jede Gemeinde, so gaben Kritiker zu bedenken, wise inzwischen Gewerbegebiete aus und zerstöre auf diese Weise landwirtschaftliche Anbaufläche und damit nicht nur die Natur, sondern auch die Lebensgrundlage der Menschen. Zu ihrem Sprecher hatten die Protestler einen freien Journalisten aus München gemacht, der als Kolumnist für verschiedene Magazine und Internet-Blogs längst weithin bekannt war und als gnadenloser Kämpfer gegen den unablässigen Landverbrauch galt. Dass er sich damit in einer Welt, die auf ständiges wirtschaftliches Wachstum pochte, jede Menge Feinde schuf, lag nicht zuletzt an seinem Namen, der ihn nicht gerade als Einheimischen auswies: Ismail Razmahal, knapp 40, bekam deshalb immer wieder Vorurteile zu spüren, die rassistisch geprägt schienen, auch wenn ihm nur unterschwellig vorgehalten wurde, sich in historisch gewachsene Strukturen einzumischen, von denen er keine Ahnung habe. Dabei war Razmahal in München aufgewachsen, hatte aber während seiner Jugendzeit häufig Kontakt nach Ulm. Als freier Journalist hatte er jahrelang im Nahen Osten gelebt, insbesondere in Ägypten und Israel, und nicht nur politische, sondern auch globale ökologische Zusammenhänge verfolgt. In seine Kommentare und Artikel floss stets der Blick eines Journalisten ein, der weit über den Tellerrand hinausblickte und sich zum Ziel gesetzt hatte, den Menschen die Folgen ihres unablässigen Strebens »nach immer mehr« vor Augen zu halten. Mittlerweile wieder nach München zurückgekehrt, war er weiterhin für große Magazine und Agenturen tätig und gelegentlich sogar gern gesehener Gast in Talkshows. Allerdings wollte er die Konflikte zwischen Naturschutz und wirtschaftlichem Wachstum auch im Kleinen studieren. Deshalb hatte er spontan zugesagt, als junge Aktivisten aus dem kleinen Ort Hintermoorbach unweit von Ulm schüchtern bei ihm angefragt hatten, ob er sie im Kampf gegen ein riesiges Gewerbegebiet auf der Schwäbischen Alb unterstützen könne. Ein dortiger

Aktivist hatte sich an eine flüchtige Begegnung mit Razmahal in der Jugendzeit erinnert. Und jetzt, da Razmahal ein einflussreicher Journalist war, erschien es von Vorteil, könnte man ihn auch einmal für eine Protestaktion in einer kleinen Gemeinde gewinnen. Razmahal sah darin eine reizvolle Aufgabe, zumal er nie zuvor in eine kleingliedrige Struktur auf dem Lande eingebunden war. So kam es, dass er jetzt hier in diesem windschiefen Bauernhaus stand und sich heimlich auf das vorbereitete, was er und die örtlichen Projektgegner trotz aller Anstrengungen nicht verhindern konnten: den ersten Spatenstich für das Gewerbegebiet. Zwei große Bagger standen vor einem gelb blühenden Rapsfeld bereit, um die idyllische Landschaft in eine Stein- und Betonwüste zu verwandeln. Noch waberte feiner Morgennebel über den Feldern. Doch Millionen, wenn nicht sogar Milliarden an Kleingetier würden schon bald den natürlichen Lebensraum verlieren. Riesige Hallen würden entstehen – und das ersehnte Gewerbegebiet eines Tages, weil kein Investor mit 500 neuen Arbeitsplätzen anbiss, aus der Verzweiflung heraus mit den üblichen gigantischen Hochregallagern vollgestellt werden. Mit ein paar halbtags beschäftigten Gabelstaplerfahrern. Einer pro zehn Hektar Landverbrauch.

Es war an der Zeit, ein deutliches Zeichen zu setzen. Nicht nur in Artikeln oder Kommentaren, sondern auch in aller Öffentlichkeit. Allerdings war das, wofür er sich heute hergab, auch ein Freundschaftsdienst für seinen jungen Freund Jeremias, einen künftigen Ulmer Studenten, mit dem er oft über den Kampf der Hintermoorbacher diskutiert hatte. Sie beide waren vor einigen Monaten zusammengekommen, nachdem Jeremias auf der Suche nach einem kompetenten Journalisten gewesen war, der ihn und »seine Geschichte« – wie Jeremias es formulierte – ernst nahm und sie in einem aufrüttelnden Buch der Menschheit nahebringen sollte. Einfach war dies nicht gewesen, zumal Razmahal zunächst vermutet hatte, einen Aufschneider und Größenwahnsinnigen vor sich zu haben. Doch dieses Bild veränderte sich mit jeder Begeg-

nung, die sie hatten. Razmahal hatte sich schließlich dazu durchgerungen, über Jeremias eine Biografie in Buchform zu schreiben. Doch die Suche nach einem Verlag, auch über sogenannte Literaturagenten, erbrachte keinen Erfolg. Viel zu verrückt, viel zu weit hergeholt, lauteten die ablehnenden Kommentare, und ein Verlag gab dem Autor sogar zu bedenken, mit diesem Manuskript seinen guten Ruf aufs Spiel zu setzen. Andere verwiesen ihn an einen Spezialverlag für Esoterik und Verschwörungstheorien. Razmahal war zwar frustriert, aber nicht bereit aufzugeben.

## 4

»Wenn Sie mich fragen – der Kerl ist verrückt«, erklärte der wortgewaltige Mann an der Frontseite des Konferenztisches und blickte in betretene Gesichter. Seine Kollegen schienen nicht alle derselben Meinung zu sein. Doch Chefredakteur Holger Holzward, der so energisch dreinschaute, wie er es immer tat, wenn er keinen Widerspruch duldete, wollte gleich gar keine große Diskussion aufkommen lassen. »Denken Sie nur an die Hitler-Tagebücher – damals, 1983. Nein, meine Herrschaften ...«, seine Stimme erfüllte den ganzen Raum, »... was sich damals der *stern* geleistet hat, das wird uns nicht passieren. Niemals.« Es hörte sich so an, als kenne er das damalige Desaster um die gefälschten Hitlertagebücher aus eigener Anschauung. Dabei war er damals ein Kleinkind gewesen. Um das Gesagte zu bekräftigen, fügte er

hinzu: »Die Psychiatrien sind voll mit solchen Typen, die mit derlei Storys angeben wollen.« Er deutete verächtlich auf ein mehrseitiges Manuskript, das als Computerausdruck vor ihm auf der weißen Tischplatte lag. »Was glauben Sie denn, was geschehen würde, wenn wir solchen Nonsens abdrucken würden?« Er sah einen Kollegen nach dem anderen an. »Ganz zu schweigen davon, dass der Verlag nie und nimmer 100.000 Euro dafür zahlen würde. Schon gar nicht in heutiger Zeit.«

Die Journalisten des Nachrichtenmagazins *global* kannten den energischen Chef gut genug, um zu wissen, dass nun keinerlei Argumente Aussicht auf Erfolg haben würden. Meist wagten ihm, dem »jungen Holzkopf«, wie er hinter vorgehaltener Hand genannt wurde, nur Altgediente vorsichtig und diplomatisch zu widersprechen, wie dies jetzt Redakteurin Ingrid Ritzler tat, die zu den Journalisten »vom alten Schlag« zählte: »Natürlich klingt das alles sehr fantastisch und abenteuerlich – aber vielleicht ...«

»Quatsch, Frau Kollegin«, fuhr Holzward dazwischen und streifte sich die viel zu lange und gelglänzende schwarze Mähne aus der Stirn. »Wir haben uns zum Ziel gesetzt, uns an Fakten zu halten. An nachvollziehbare Daten und Fakten – nicht an Hirnspinnweben eines Verrückten.« Er winkte ab und schob das Papierbündel demonstrativ von sich weg.

Volker Brodbek, einer der anderen Kollegen, sah sich veranlasst, der Redakteurin beizuspringen. »Frau Ritzler meint ja nur, dass wir die Sache kritisch diskutieren sollten«, versuchte er zu vermitteln. Er bekam von der anderen Seite des Konferenztisches Schützenhilfe durch einen jungen Mann: »Wir müssten die Sache ja nicht unbedingt gleich als Sensation hochspielen, sondern vielleicht feuilletonistisch abhandeln oder es für *global*-TV irgendwie aufbereiten.«

Holzward schnaubte: »Und dafür 100.000 abdrücken! 100.000 für ein buntes Geschichtchen im Feuilletonenteil oder in unserem angesehenen TV-Magazin! Ich bitte Sie, meine Damen

und Herren ...« Wenn er so förmlich wurde, war größte Vorsicht geboten. Dann drohte einer seiner gefürchteten cholerischen Anfälle, die er regelmäßig dann bekam, wenn er seine Autorität schwinden sah.

»Wer ist eigentlich der Autor? Müssen wir den irgendwoher kennen?«, fragte der junge Mann.

»Fragen Sie den Kollegen Brodbek«, kam es zurück. Holzward nippte an der Tasse, deren Inhalt längst kalt geworden war.

Alle Augen richteten sich auf Brodbek, einen ergrauten Journalisten, dessen Haare dünn geworden waren und der ein bisschen wirkte, als sei er aus der Zeit gefallen. Er visierte die Kollegen durch dicke Brillengläser an. »Wie ich schon sagte«, erklärte er sachlich und emotionslos, »er nennt sich freier Journalist, hat jahrelang im Nahen Osten gelebt, insbesondere in Ägypten und Israel, und hat uns die Geschichte vorläufig exklusiv angeboten. Er heißt Ismail Razmahal und wohnt in München. Er hat wohl mehrfach Artikel für die *Süddeutsche* und den *Spiegel* geschrieben.« Brodbek verschränkte die Arme über seinem durchtrainierten Oberkörper und bemerkte, dass sich der Chef einem Schnellhefter mit anderen Themen zuwandte. »Bei der *Süddeutschen* habe ich nachgefragt – es stimmt. Den *Spiegel* hab ich natürlich nicht konsultiert. Die Konkurrenz schläft ja schließlich nicht.«

»Und was wird er tun, wenn wir ablehnen?«, wollte Kollegin Ritzler wissen.

Holzward blaffte erneut dazwischen: »Wir haben abgelehnt«, stellte er lautstark fest und blätterte in anderen Akten.

Statt seiner antwortete Brodbek schulterzuckend: »Keine Ahnung. Vermutlich wird er's anderswo probieren.«

»Soll er«, gab der Chefredakteur bissig zurück, »und Sie sagen ihm das. Okay?«

Thema beendet.

## 5

Sie mussten noch einige Stunden ausharren. Als Glücksfall hatte es sich erwiesen, dass sie vor einigen Tagen in den völlig verstaubten Räumen ein paar alte Stühle entdeckt hatten, auf denen sie sich's einigermaßen gemütlich machen konnten, obwohl die Atmosphäre um sie herum nicht gerade dazu angetan war: Überall waberten im sanften Luftzug alte Gespinste, und der Fußboden war übersät mit unappetitlichen Hinterlassenschaften allerlei Kleingetiers.

Jeremias hatte belegte Brötchen mitgebracht, Ismail zwei Flaschen Mineralwasser. So saßen sie jetzt, nachdem ihre Geräte aufgebaut und die Funktion getestet war, am Fenster, das sie vorläufig geschlossen hielten, um bei keinem der illustren Gäste, die gegen 11 Uhr auftauchen würden, einen Argwohn zu wecken. »Die Vorhut kommt sicher schon um 9 Uhr«, schätzte Ismail, der als Journalist derlei Prozeduren aus der Frühzeit seiner beruflichen Karriere zur Genüge kannte: Vermutlich wurden Stehtische und ein kleiner Getränkeauschank aufgestellt, dazu einige Lautsprecher und ein Rednerpult samt Mikrofon. Drei Fahnenmasten deuteten darauf hin, dass bald die Flaggen von Gemeinde, Landkreis und Land im sanften Sommerwind flattern würden. Abseits des Baggers, der in der Vormittagssonne glänzte, war mit einer Reihe nagelneuer Spaten zu rechnen, mit denen die Prominenz symbolträchtig vor den Kameras ein paar Kubikzentimeter bereits gelockter Erde beiseite schaufeln würde. »Ein fürchterliches Kasperltheater«, meinte Ismail und erklärte seinem jungen Freund, was gemeint war: »Vermutlich haben die meisten, die nachher den Spatenstich vornehmen, noch nie im Leben ein solches Handwerkszeug in ihren feinen Bürohänden gehabt.« Er grinste. »Und auch die blitzblanken Spaten werden von der Tiefbaufirma nur für solche Zwecke eingesetzt.«

»Du hast gesagt, so ein Zirkus werde bei Großprojekten immer gemacht«, rief Jeremias die Schilderungen seines Freundes aus früheren Gesprächen in Erinnerung.

»Ja. Zur Selbstinszenierung von Großkopferten, die zeigen wollen, welch sensationellen Beitrag sie für die Realisierung geleistet haben.«

»Aber in Wirklichkeit ist es doch nur der Triumph über die Kritiker, oder sehe ich das falsch?«

»Siehst du nicht, Jeremias.« Ismail hob den Kopf, um vorsichtig das vor ihnen liegende Gelände zu überblicken. Über den Zufahrtsweg näherte sich ein Auto.

»Überall, wo ich bisher war«, überlegte Jeremias, »greift der Mensch radikal in die unberührte Landschaft ein. Allein schon, wenn ich diese riesigen Baumaschinen sehe, wird mir schwindlig. Ich habe gelesen, dass in Deutschland jeden Tag eine Fläche von 79 Fußballfeldern zubetoniert oder asphaltiert wird.«

»Weißt du«, erwiderte Ismail und behielt das Fahrzeug im Auge, das eine Staubwolke hinter sich herzog, »überall haben Menschen das Sagen, die nie begriffen haben, wie sensibel das Gefüge in der Natur ist. Wir haben drüber gesprochen, wie eine Pflanzen- und Tierart nach der anderen ausstirbt. Alle wissen es, alle diskutieren drüber – öffentlich im Fernsehen und sonst wo –, aber keiner tut was. Da kann ein Idiot in Brasilien den Regenwald niedermetzeln – und niemand schafft es, ihn daran zu hindern, obwohl der Regenwald nicht ihm gehört, sondern der ganzen Menschheit. Um Ölfelder zu erschließen, werden ganze Landstriche oder Meeresflächen zerstört. Warum wird da nicht eingegriffen, um die Menschheit zu ändern?« Es klang vorwurfsvoll.

Jeremias lächelte milde und überlegen. »Es wird eingegriffen, lieber Ismail. Du musst dich in Geduld üben. Wenn etwas ewig besteht, darfst du nicht mit menschlichen Zeitvorstellungen an etwas herangehen. Die Schöpfung ist ein in sich stabiles System. Und was glaubst du, was passiert, wenn man so etwas durcheinanderbringt?«

Ismail nickte. Er kannte Jeremias' Argumentation längst. Alles davon war in die Biografie eingeflossen, die er über ihn geschrieben hatte. Eigentlich war vieles, was Jeremias sagte, hinlänglich bekannt. Vielleicht war dies der Grund, dass schon so viele Verlage abgewunken hatten. Ismail war aber davon überzeugt, dass die Menschheit auf Jeremias vielleicht mehr hören würde als auf die vielen kritischen Stimmen, denen man oftmals parteipolitische Ambitionen nachsagte.

»Die Ewigkeit hat Zeit«, pflegte Jeremias oft zu sagen. »Ein stabiles System kann die eine oder andere Attacke verkraften und auch den Ausfall einiger nebensächlich erscheinender Teile. Du kannst das mit einer großen komplexen Maschine vergleichen. An ihr kannst du vieles am Design ändern – die Schalter, Hebel und Knöpfe, die Monitore und auch die Farbe –, aber irgendwann kommt der Moment, wo du ein Teil wegnimmst, das den ganzen Apparat zum Stillstand bringt. Das nennt man, glaub ich, den Kippunkt.« Ismail wusste, dass dies einer der Lieblingsvergleiche seines Freundes war. »Wenn der Kippunkt erreicht ist«, fuhr Jeremias fort, »geht alles ganz schnell.« Er lächelte wieder, doch es wirkte gekünstelt. »Schnell natürlich vor dem Hintergrund der Ewigkeit, wenn du verstehst, was ich meine.«

Ismail wusste, wie Jeremias es sah: Wenn sich die Schöpfung wehrte, spielten Jahrmillionen keine Rolle. Und der Mensch schon gar nicht.

Jetzt aber hatte das Auto zwischen den gelb blühenden Rapsfeldern den grellgelben Bagger erreicht.



## 6

»Die Jungs halten ihn für ein kleines Licht«, stellte der korpulente Mann an der Stirnseite eines ovalen Besprechungstisches fest und blickte in ein halbes Dutzend ratlose Gesichter. »Ein unbedeutend kleines Licht«, wiederholte er, um seine Einschätzung zu bekräftigen. »Ein Wichtigtuer. Höchstwahrscheinlich sogar ein Irrer, ein Psychopath.« Der Mann hatte einen Aktenordner vor sich liegen, der mindestens 100 Seiten enthielt.

»Und das war unseren Jungs so viel Aufwand wert?«, wandte einer in der Runde ein und räusperte sich. »Um dies festzustellen, hat man so lange gebraucht?«

»Vergessen Sie nicht, woher der Hinweis kam«, entgegnete ihm der Korpulente an der Stirnseite und sah ihn finster an. »Gewisse Kreise nehmen die Angelegenheit sehr ernst. Äußerst ernst, um genau zu sein.«

»Wenn ich diese Protokolle richtig deute, Herr Nübling, dann hat er jedenfalls nichts mit der Nachfolge-Organisation der früheren Al-Kaida zu tun«, erklärte einer der jüngeren Konferenzteilnehmer.

»Sie deuten dies richtig«, bestätigte Karl-Heinz Nübling, der mit seinem Dienstgrad als Verfassungsschutzrat Chef dieser Abteilung war, die sich mit Observationen befasste. »Aktiv jedenfalls ist er keiner uns bekannten Gruppe zuzuordnen.«

»Keiner uns bekannten Gruppe«, echote ein anderer zweifelnd. »Das heißt doch nur, dass wir eigentlich nichts wissen. Nicht mal seine Herkunft lässt sich aufklären.«

Nübling kratzte sich verlegen an der Schläfe. »Ein US-Amerikaner, vermutlich in New York geboren – mit hoher Wahrscheinlichkeit kurz vor dem 11. September 2001. Oder vielleicht sogar an diesem Tag.«

»Vermutlich, vermutlich, vermutlich«, wagte der Angesprochene einen heftigen Einwand. »Das heißt doch nur, dass wir praktisch gar nichts wissen.«

Der Vorsitzende runzelte die Stirn. »Jedenfalls, dass er um die 17 Jahre alt sein dürfte, daran haben unsere Experten keine großen Zweifel.«

»Aber die Eltern ...«, meldete sich ein anderer Konferenzteilnehmer vorsichtig zu Wort, »... sie müssten doch wissen ...?«

»Natürlich«, meinte Nübling leicht gereizt und wischte sich Schweißperlen von der Stirn, »lesen Sie doch den Bericht hier. Wohnhaft in Dachau bei München, sind 2002, also vor inzwischen 17 Jahren, in die Bundesrepublik gekommen. Der Vater ist ein deutschstämmiger US-Amerikaner, die Mutter kommt aus dem Irak und hat in den 90er-Jahren in den USA Asyl erhalten.«

»Was ich vermissen«, so der Einwand der einzigen Dame am Tisch, »das sind Einzelheiten darüber, weshalb die Familie nach Deutschland gekommen ist.«

Der Vorsitzende, dessen Oberkörper das dunkle Jackett zu sprengen drohte, griff zu dem Schnellhefter und ließ die vielen hundert Blätter zwischen Daumen und Zeigefinger vorbeigleiten, als wolle er damit zeigen, welche Fülle an Informationen gesammelt worden war. »Sie müssen sich nur die Mühe machen, den Bericht genau zu lesen«, gab er entnervt zurück. »Der Mann hat in München einen Job in der Computerbranche gekriegt– und seine Ehefrau arbeitet wissenschaftlich an der Universität Ulm. Sie ist Physikerin. Quantenphysik, um genau zu sein.« Er blickte mit süffisantem Lächeln in die Runde und fügte hinzu: »Ich weiß nicht, ob einer der Herrschaften etwas davon versteht. Die Forschung in diese Richtung hat in den vergangenen zehn Jahren große Fortschritte gemacht und das konservative Weltbild der Physik radikal verändert.« Betretenes Schweigen.

»Dieser Jeremias«, hakte schließlich die Frau nach, »ist aber das einzige Kind des Ehepaars?«

»Ja«, bestätigte Nübling, der die Diskussion beenden und eine Entscheidung herbeiführen wollte. »Aber wie Sie dem Bericht entnehmen können, ist er adoptiert. Ein Findelkind aus den Wirren des Anschlags vom 11. September auf diese Türme.« Er blickte wieder in die Runde. »Ich weiß nicht, ob jemand von Ihnen das Vergnügen hatte, dieses World Trade Center besucht zu haben. Ich jedenfalls«, sein Gesicht nahm einen zufriedenen Ausdruck an, »ich jedenfalls war 1997 oben.«

Die Zuhörer nickten interessiert und mussten daran denken, dass auf »Ground Zero«, wie man die hässliche Lücke in New Yorks Wolkenkratzer-Landschaft bezeichnete, inzwischen ein gewaltiger Hochhauskomplex entstanden war. Architektonisch anspruchsvoller, als die beiden zerstörten Türme es gewesen waren.

»Sie sagten Ulm«, durchbrach die einzige Frau die aufgekommene Stille und verdeutlichte: »Ulm, wo die Mutter an der Universität arbeitet. Irgendwie ist mir in Erinnerung, dass Ulm und Neu-Ulm vor etlichen Jahren ein Zentrum des internationalen Terrorismus waren.«

»Nicht Zentrum«, unterbrach sie der Chef rasch. »Das war im Sommer 2007 und einige Jahre zuvor, um genau zu sein. Ich weiß, was Sie meinen.«

Die Frau wusste Bescheid. »Immerhin hatten wir's damals mit einem Arzt zu tun, der 1998 enge Kontakte zum damaligen internationalen Finanzchef von Osama bin Laden hatte.«

Nübling verschränkte die Arme. »Sie brauchen mir das nicht in Erinnerung zu rufen, gnädige Frau. Ich war schon damals beim Verfassungsschutz.« Er lächelte überlegen. »Ich glaube, wir sollten diesen Fall Jeremias nicht höherstufen, als er in Wirklichkeit ist. Natürlich werden wir ihn im Auge behalten.«

Ein älterer Konferenzteilnehmer, der sich bisher im Hintergrund gehalten hatte, räusperte sich. »Eine abschließende Frage. Hat man eigentlich etwas vom Vatikan gehört?«

Nübling schüttelte den Kopf. »Nein. Aber wir haben auch kei-

nen Kontakt aufgenommen. Ich halte das für absolut überflüssig. Oder wollen Sie sich lächerlich machen?«

## 7

Es war so weit. Annähernd 100 Personen hatten sich eingefunden und standen im weiten Halbkreis um ein Rednerpult, das auf einer geschotterten Fläche direkt vor dem Bagger aufgebaut war. Daneben die Fahnen und zwei große Lautsprecher, im Hintergrund sogar eine Blasmusikkapelle – jene von Hintermoorbach. In der Sonne glitzerten neun blitzblanke Spaten, die bereits in der gelockerten Erde steckten. Weil der Herr Wirtschaftsminister, wie es hieß, leicht verspätet mit dem Hubschrauber aus Berlin eingeschwebt war, konnten die Musiker erst gegen 11.20 Uhr mit einer schmissigen Weise die Feierstunde eröffnen. Ismail nahm einen kräftigen Schluck Mineralwasser. Schweiß perlte von seiner Stirn. In dem alten Gebäude wurde es unter den Strahlen der Frühlingssonne langsam unerträglich heiß. Die beiden heimlichen Beobachter riskierten nur aus zwei Metern Distanz einen vorsichtigen Blick aus dem geschlossenen Fenster. Niemand durfte sie sehen. Schon gar nicht die Beamten in einem blau-weißen Streifenwagen, der sich abseits der Menschenmenge postiert hatte. Und der Bundeswirtschaftsminister, ein schwergewichtiger Herr, der allein mit seinem Äußeren die Bedeutung seines Amtes unterstrich, war gewiss in Begleitung einiger unauffälliger Personenschützer. Nach-

dem für die Musiker Beifall geklatscht worden war, begrüßte der Bürgermeister artig der Reihe nach die Gäste, sodass schon die Abfolge der Namen Aufschluss über die Wichtigkeit der jeweiligen Person gab. Vorneweg natürlich der »sehr geschätzte Herr Bundeswirtschaftsminister, der es sich nicht hat nehmen lassen, einen Abstecher zu uns nach Hintermoorbach zu machen«, dröhnte die Stimme aus dem Lautsprecher. Ismail beugte sich flüsternd zu Jeremias: »Möchte gern wissen, weshalb ein Bundeswirtschaftsminister in dieses kleine Nest kommt.«

Die Begrüßung zog sich quälend lang hin und gab Aufschluss darüber, dass die gesamte Dorf-, Kreis- und Landesprominenz anwesend war: vom Landrat bis zu Land- und Bundestagsabgeordneten, diverse hochkarätige Amtsleiter, Vertreter der Landwirtschaft, des Handwerks und der Industrie sowie Vertreter von Planungsbüros. Besonders hob der Bürgermeister drei namentlich genannte Landwirte hervor: »Sie haben mit Ihrer Bereitschaft, Ihr Land zur Verfügung zu stellen, Weitsicht und innovativen Geist bewiesen«, lobte er und ergänzte: »Aus dem bäuerlichen Hintermoorbach wird eine prosperierende Gemeinde mit Hunderten Arbeitsplätzen und einer zukunftsorientierten Industrie.« Beifall brandete auf. Ismail und Jeremias schüttelten betroffen und fassunglos die Köpfe. Sie hatten schon oft darüber diskutiert und sich darüber lustig gemacht, wie Provinzpolitiker davon träumten, Großkonzerne anzulocken. Nachdem die Medien begrüßt waren, darunter ein lokales Fernseheteam, durfte endlich der sichtlich ungeduldige Minister ans Mikrofon.

»Jetzt kommt die Selbstbeweihräucherung«, stöhnte Ismail, der aus beruflicher Erfahrung wusste, dass ein Minister nicht aus Berlin anreiste, um nur mal kurz auf der Schwäbischen Alb Grüß Gott zu sagen. Hier konnte sich ein prominenter Bundespolitiker noch vor Protestlern und Chaoten in Sicherheit wiegen. Hier, auf dem Land, war ein Stück dessen bewahrt, was man aus früheren Zeiten kannte: Begeisterung über den Besuch eines Ministers, ja, viel-

leicht sogar ein bisschen Ehrfurcht vor dem »hohen Gast«. Hier, wo ihm Ehrerbietung entgegenschlug, kam bodenständiges Auftreten besonders gut an. »Als Politiker musst du schönreden können und schlagfertig sein«, flüsterte Ismail, während der Minister von einem »Bewilligungsbescheid« und einer »Anschubfinanzierung für den ländlichen Raum« sprach, mit dem die Bundesregierung bei der Ansiedlung innovativer Unternehmen »tatkräftig unter die Arme greifen« wolle. Der Beifall, vermutlich von Claqueuren aus den Reihen der Parteifreunde des Ministers befeuert, brandete zögernd auf.

Jeremias, der noch nie einer solchen Zeremonie beigewohnt hatte, lauschte gespannt, ohne die gelegentlichen Bemerkungen seines älteren Freundes zu kommentieren. Ohnehin stieg die Anspannung von Minute zu Minute. Wann der entscheidende Moment sein würde, auf den sie warteten, war vorauszusehen: Erst wenn alle geredet und ihre Zuhörer ausgiebig gelangweilt hatten, würden die vorbereiteten Spaten zum Einsatz kommen. Weil jedoch anzunehmen war, dass diese Prozedur von den Klängen der Blasmusik begleitet sein würde, hatte Ismail entschieden, sofort zuzuschlagen, wenn erkennbar der letzte Redner seine Lobeshymne vollendet hatte. Das war nach der neunten Rede, gehalten von einem Vertreter eines externen Ingenieurbüros, der Fall. Noch während für ihn Beifall geklatscht wurde, rückte Ismail die beiden Lautsprecher am Fenstersims zurecht und flüsterte seinem Freund zu: »Jetzt du, aber schnell.«

Blitzartig erhob sich Jeremias und ergriff das Mikrofon. »Meine Damen und Herren«, begann er mit fester Stimme, die von der Elektronik verstärkt wurde und weit über den Vorplatz des alten Hauses schallte. Alle Blicke waren schlagartig auf ihn gerichtet, und es schien sich eine Art Schockstarre zu verbreiten. »Im Namen der Schöpfung sage ich Ihnen: Sie zerstören ein Stück Natur, um dem Profit Vorschub zu leisten. Als ob unser wunderbarer Planet von jedwedem Ignoranten rücksichtslos ausgebeutet werden dürfte.«

Schon kam Bewegung in die Menge. Jeremias spürte, dass er nicht viel Zeit haben würde. Zwei Uniformierte aus dem Streifenwagen schienen die Situation als Erste erkannt zu haben. Sie kamen im Laufschrift auf das Haus zu. Derweil waren der Landrat und der Bürgermeister sichtlich entsetzt und von dem Zwischenfall peinlich berührt. Der beliebte Wirtschaftsminister, der von drei unauffälligen, schwarz gekleideten Personenschützern umringt wurde, drehte sich panisch nach allen Seiten um, als befürchte er einen Terroranschlag.

»Was Sie hier tun«, wurde Jeremias' Stimme schriller, »das ist ein Verbrechen an der Schöpfung. Sie zerstören gutes Ackerland und den Lebensraum vieler Mitgeschöpfe.« Ismail schob den Lautstärkeregler des Verstärkers nach oben, weil ihnen inzwischen Pfiffe und Unmutsäußerungen entgegenschlugen. Der Landrat war ans Rednerpult getreten, um sich über sein Mikrofon und die angeschlossenen Lautsprecher Gehör zu verschaffen und seinen Unmut über die Störung zum Ausdruck zu bringen. Doch er hatte gegen die wesentlich stärkere Elektronik, die am Obergeschossfenster stand, nicht die geringste Chance. Jemand gab dem Dirigenten der Blaskapelle aufgeregte Handzeichen, die ihm wohl signalisieren sollten, seine Kameraden zum Musizieren aufzufordern. Aber der Mann war derart konsterniert, dass er sich nur hilflos umblickte. Inzwischen hatte das lokale Fernsichteam die Kamera auf das Fenster des Obergeschosses ausgerichtet und den Störer herangezoomt.

»Dieser Planet«, fuhr Jeremias fort, »ist nicht nur das Herrschaftsgebiet von Menschen, sondern wir müssen ihn mit Millionen von Mitgeschöpfen teilen, vor deren Leben wir Ehrfurcht haben sollten. Aber Menschen wie Sie« – er deutete mit einer Handbewegung auf die wild durcheinanderhastenden und empört rufenden Zuhörer – »Sie alle haben sich noch nie Gedanken darüber gemacht, was Leben bedeutet. Etwas, das Sie niemals erklären und verstehen können. Leben ist in allem. In jeder Pflanze und in

jedem noch so winzigen Lebewesen. Und wir alle – denken Sie hier und heute daran – sind ein Teil dieser Natur, die sich nicht beliebig zerstören lässt. Leben hat Ehrfrucht verdient. Denken Sie daran: 20 Zentimeter dieses wertvollen Ackerbodens, den Sie jetzt zerstören, braucht für seine Entstehung 4.000 Jahre!«

Inzwischen dröhnten aus dem Untergeschoss heftige Schläge gegen eine Holztür, die krachend zerbarst. Gleich würde eine Horde aufgebrachtener Männer die Treppe herauftrampeln und die Stecker aus der mobilen Verstärkeranlage reißen. »Ich sage Ihnen hier und heute«, rief Jeremias voller Emotionen in das Mikrofon: »Sie glauben, die Krone der Schöpfung zu sein. Aber es kommt der Tag, wo diese Krone Sie gnadenlos erschlägt.«

Ismail wusste nicht so recht, was sein Freund mit dieser finalen Bemerkung meinte. Jeremias grinste zufrieden und legte das Mikrofon beiseite, um sofort das Fenster zu schließen. Er wollte es auf keine Konfrontation anlegen. Als zwei uniformierte Polizeibeamte an der Zimmertür hinter ihm erschienen, gefolgt von mehreren Anzugträgern, lächelte er ihnen freundlich zu und vergrub die Hände in seiner Freizeitjacke. Ismail sah schweigend den sichtlich aufgebrachtten Männern entgegen, die angesichts des widerstandslosen Verhaltens der beiden Störenfriede nicht so recht wussten, was zu tun war.

»Wir fordern Sie auf, diesen Schwachsinn zu unterlassen«, bemühte sich einer der Uniformierten, amtlich zu wirken.

»Wir sind fertig«, entgegnete Ismail und deutete auf Jeremias. »Er hat seine Botschaft rübergebracht.« Und fügte süffisant an: »Sie können den Spatenstich für eine weitere Zerstörung eines Stücks Ackerlandes vollziehen. Herzlichen Glückwunsch.«

Ganz so einfach allerdings durften die beiden Männer nicht abziehen. Einer der Polizeibeamten beharrte darauf, ihre Personalien zu notieren. Jeremias, der bis dahin selbstbewusst aufgetreten war, schien plötzlich verunsichert zu sein. Ismail hingegen nickte ihm aufmunternd zu. »Kein Problem. Wir haben nichts zu



verbergen.« Er fingerte seine Ausweiskarte aus dem Geldbeutel und hielt sie dem Beamten hin. Jeremias tat es ihm nach und verfolgte, wie der Polizist Namen, Adressen und Ausweisnummern auf ein Notizblatt kritzelte. Nachdem die Dokumente zurückgegeben waren, hakte der Uniformierte nach: »Sind Sie Freunde?«

Ismail antwortete schlagfertig: »Nur gute Freunde halten in schlechten Tagen zusammen.«

Ob es zu einer Anzeige – weshalb auch immer – kommen würde, erfuhren sie nicht. Außerdem hatten sie nicht danach gefragt. Jedenfalls durften sie ihre Elektronik unbehelligt abbauen und in ihren Rucksäcken verstauen. Die Feierstunde war ungeachtet der kurzen Störung mit den Klängen der Blasmusik fortgesetzt worden. Und während die Prominenten ihren offiziellen Spatenstich vollzogen, der ob ihres wenig handwerklichen Talents einer Satire-sendung im Fernsehen aller Ehren wert gewesen wäre, passte eine junge Journalistin des lokalen Senders den unbekanntenen Störer ab, der mit seinem großen Rucksack das Haus verließ, um mit seinem Helfer zum weit entfernt abgestellten Auto zu gehen. »Darf ich fragen, wie Sie heißen?«

»Jeremias«, bekam sie knapp zur Antwort.

»Und wie weiter?«, hakte sie nach.

Jeremias zögerte nur kurz. »Handrik«, sagte er und zeigte auf Ismail: »Fragen Sie den. Der kann Ihnen alles beantworten.« Dann entfernte er sich schnell, worauf sein Freund sich den Fragen der Journalistin stellte. Ihre Bitte, in den nächsten Tagen mal mit »Herrn Handrik« sprechen zu wollen, werde er gerne weiterleiten, versprach er und steckte ihr mit einer kurzen Bemerkung seine Visitenkarte zu: »Das könnte die Story Ihres Lebens werden.« Im Weggehen fügte er jedoch etwas an, was die junge Frau irritierte: »Oder Sie vermasseln sich damit Ihre Karriere. Hopp oder topp.« Sie sah ihm entgeistert nach.

Ismail wollte noch mit Jeremias irgendwo essen gehen und dann zurück nach München fahren. Immerhin stand für morgen Vor-

mittag ein wichtiger Termin in seinem Kalender. Dass ihrem roten Toyota in weitem Abstand ein schwarzer Mercedes mit Berliner Kennzeichen folgte, nahmen sie nicht zur Kenntnis.

## 8

Ismail hatte es nicht gleich bemerkt. Wie hätte er auch sollen? Alles schien so zu sein wie immer, wenn er das Haus verließ und in diesem ruhigen Münchner Wohngebiet zu seinem Auto ging, für das er gestern bei seiner Rückkehr aus Ulm nur mühsam am Straßenrand einen Parkplatz gefunden hatte. Jetzt, im aufziehenden Morgengrauen, wirkte die rote Lackfarbe seines alten Toyotas trist und grau – wie alles um ihn herum. Zu dieser Uhrzeit aufstehen zu müssen, war nicht sein Ding. Doch manchmal ließ es sich nicht vermeiden, wenn der nächste Termin sechs Autostunden entfernt war und er abends daheim sein wollte. Von München nach Düsseldorf waren es gut 600 Kilometer – und da durften keine größeren Staus dazwischenkommen. Natürlich hätte er mit der Bahn fahren können, aber zum einen waren die ICE-Züge meist gnadenlos überfüllt, und wenn er schon mal einen Sitzplatz reserviert hatte, saß dort garantiert eine ältere Dame, die er höflichkeitshalber nicht wegjagen wollte. Zum anderen war er trotz aller Staus und gewissem Stress lieber mit dem Auto unterwegs, zumal er sich in gewohnter Umgebung weitaus wohler fühlte als zwischen den vielen Menschen,

die allesamt ihre Bakterien und Viren an Haltegriffen und Druckknöpfen hinterließen.

Heute lief es auf den Autobahnen gut. Das Wetter war bestenfalls, die Fahrbahn trocken und die Sicht gut. Er hatte sich beim Routenplaner im Internet für die kürzeste Route entschieden, die über Nürnberg und Frankfurt führte. Damit konnte er den Raum Stuttgart meiden, wo kreuzende Autobahnen des starken Verkehrs wegen oft genug verstopft waren. Als er den Blinker zum Rasthaus Würzburg-Nord setzte, hatte die Sonne deutlich an Höhe gewonnen. Abseits der langen Reihe von Sattelzügen, die wie aufgefächert dicht aneinander parkten, gab es genügend Platz für Pkws. Der kurze Fußmarsch zum Rasthaus tat ihm in der frischen Frühlingsluft gut. Nachdem er die Toilette aufgesucht und eine schnelle Tasse Kaffee getrunken hatte, näherte er sich seinem schräg eingeparkten Wagen, von dem er aus dieser Perspektive nur die Beifahrerseite überblicken konnte. Doch im ansonsten makellosen Rot der hinteren Tür zeichnete sich etwas ab, das er nicht zuordnen konnte. Was von Weitem wie eine Reflexion aussah, entpuppte sich ein paar Schritte später als mehrere breite Kratzer. Tief in den Lack eingegraben. Mutwillig, natürlich. Was auch sonst, schoss es dem Mann durch den Kopf. Dazu unbändiger Zorn, Hass und ein Gefühl der Hilflosigkeit.

Er bückte sich, strich mit den Fingern vorsichtig über die tiefen Furchen, als seien sie eine Wunde, von der er sich selbst verletzt fühlte. Instinktiv drehte er sich nach allen Seiten um, als könne er den Missetäter irgendwo entdecken. Während er sich erhob, wurde ihm jedoch bewusst, dass es nicht hier geschehen sein musste. Nicht, solange er im Rasthaus gewesen war. Hier herrschte viel zu viel Betrieb, als dass jemand es wagen würde, ein geparktes Auto zu zerkratzen. Vermutlich war es gestern geschehen. Entweder, während er mit Ismail in Ulm essen gewesen war, oder im Lauf der Nacht am Straßenrand unweit seiner Wohnung. Er atmete tief durch und bemerkte erst jetzt, dass die Furchen nicht wahl-

los in den Lack gekratzt worden waren. Nein, es waren eckige Buchstaben und Zahlen. Er ging einen Schritt zurück, um sie aus der Distanz besser erkennen zu können. Kein Zweifel. Da hatte jemand »Mt 24,11« im Lack hinterlassen.

»Mt«, durchzuckte es den jungen Mann, der mit diesen beiden Buchstaben nur eines verband: Mathematik. Was auch sonst? Aber mit der Zahl 24,11 wusste er nichts anzufangen. Eine Telefonnummer? Ein Code? Er entschied, sich von aufkommendem Zorn den Tag nicht vermiesen zu lassen und die Angelegenheit nach seiner Rückkehr bei der Polizei anzuzeigen. Jetzt blieb dazu keine Zeit. Der Termin in Düsseldorf war viel zu wichtig.

Die Adresse hatte vielversprechend geklungen: Medienhafen. Hier, so ließ der Name vermuten, würde alles, was in dieser Stadt mit Presse, Funk, Fernsehen und Film zu tun hatte, versammelt sein. Auch die Recherche im Internet hatte bestätigt, dass in dem früheren, einst größtenteils abgesperrten Industrie-Areal tatsächlich viele Unternehmen der Medien- und Werbebranche angesiedelt waren. Als das Navi zielgenau ein Parkhaus mit der angegebenen Adresse anvisierte, bekam der Besucher aus München einen völlig unerwarteten Eindruck dessen, was *Wikipedia* als »architektonisch ambitionierte Bauwerke« umschrieb. Diese vornehme Formulierung schien ihm bei näherem Betrachten ziemlich untertrieben. Offenbar hatten sich bei der Neugestaltung dieses Hafengebiets einige Architekten hemmungslos austoben dürfen – was nicht unbedingt von Nachteil war: Da eine metallische Fassade, die ob ihrer verspiegelten Verformung dem Gebäude ein zerknittertes Aussehen verlieh, oder hier überdimensionale Figuren, die an der glatten Wand hochkletterten. Alles wahre Hingucker. Ismail Razmahal hatte zwar schon viel von der Welt gesehen und sowohl historische als auch moderne Architektur bestaunt, aber hier war tatsächlich etwas Außergewöhnliches entstanden.

Viel Zeit, diese spannende Umgebung intensiver auf sich wirken zu lassen, hatte er allerdings nicht. Das Gespräch, dem er

entgegenfieberte, war auf 13 Uhr terminiert. Für einen Moment stockte ihm der Atem, als er vor dem gläsernen Protzbau der *special-Tele-Production* stand, zu der er bisher nur telefonischen Kontakt gehabt hatte.

Die junge Dame am pompösen Empfang musterte ihn kritisch, womit er seiner arabischen Abstammung wegen häufig konfrontiert wurde. Er verzog sein gebräuntes Gesicht deshalb zu einem Lächeln, stellte sich vor und erklärte, dass er einen Termin mit Herrn Bährens habe. Ein Schwall von süßem Parfüm umgab ihn, als die reichlich geschminkte Blondine eine Augenbraue hob, dann mit langen, weiß lackierten Fingernägeln die Tastatur ihres Computers bearbeitete und offenbar den Namen des Besuchers entdeckte. Sie führte ein kurzes Telefonat und beschied Razmahal: »Herr Bährens lässt Sie abholen.« Wenig später wurde er von einer groß gewachsenen Hosenanzugträgerin auf High Heels zum Lift gebeten und lächelnd, aber wortlos in eine der oberen Etagen gebracht. »Herr Bährens kommt gleich«, sagte sie unterkühlt und verwies Razmahal in einem lichtdurchfluteten Besprechungszimmer auf einen der gepolsterten Stühle, die um einen mächtigen runden Tisch gruppiert waren. Diverse Erfrischungsgetränke und mehrere Gläser deuteten darauf hin, dass Herr Bährens nicht allein auftauchen würde. Razmahal stellte seinen Aktenkoffer neben sich auf den Boden und hatte von seinem Platz aus durch eine Glasfront eine traumhafte Sicht auf das Hafenbecken und den Rheinturm, der sich vor dem Gebäudekomplex des nordrhein-westfälischen Landtags in die Höhe reckte. Am stahlblauen Himmel, hoch über dem vorbeifließenden Rhein, kreuzten sich gerade die Kondensstreifen zweier Flugzeuge. Ein interessantes Bild, dachte Razmahal. Wie ein Zeichen des Himmels.

Von diesem faszinierenden Ausblick angetan, war Razmahal für einen Moment tief in Gedanken versunken. Doch als die Tür energisch aufschwenkte und nacheinander vier Männer in den Raum stürmten, allesamt wohl um die 30, dunkel gekleidet – Jacketts,

weiße Hemden, aber keine Krawatten, die Haare glänzend gegelt –, da sprang Razmahal instinktiv und leicht verschüchtert auf.

»Sie sind der Herr aus München«, kam einer aus der Gruppe direkt auf ihn zu und schüttelte ihm kräftig die Hand. »Ich bin Jens Bährens. Wir haben miteinander telefoniert. Behalten Sie bitte Platz.«

Inzwischen hatten sich die anderen drei um den Tisch gruppiert – in einer offenbar abgesprochenen Sitzordnung. »Das sind meine Teamkollegen«, erklärte Bährens und setzte sich Razmahal gegenüber. »Wir sind alle auf dem gleichen Kenntnisstand und waren uns einig, Sie kennenlernen zu wollen.« Er deutete auf die Getränke: »Bitte bedienen Sie sich. Ich hoffe, Sie hatten eine angenehme Anreise.«

»Ist gut gelaufen«, erwiderte Razmahal und versuchte, sein Unwohlsein zu verbergen. Der erste Eindruck war nicht sonderlich angenehm. Genauso hatte er sich diese Medienleute vorgestellt. Schon, wie sie hereingestürmt waren und wie perfekt gegelt ihre schwarzen Kurzhaarfrisuren am Schädel klebten, hatte etwas Angeberisches und Überhebliches. Jung-dynamische Manager, Typ »arroganter Emporkömmling«, dachte Razmahal, der derartige Charaktere schon in Redaktionen kennengelernt hatte. Für einen Augenblick bereute er es, den Aufwand für diese Fahrt auf sich genommen zu haben. Aber wäre er der Einladung nicht gefolgt, hätte er sich möglicherweise hinterher Vorwürfe gemacht. Zumindest war es einen Versuch wert. Wieder mal einen. Immerhin brüstete sich diese *special-Tele-Production* damit, für die meisten Privat-Fernsehsender und sogar gelegentlich für die Öffentlich-Rechtlichen allerlei Shows, Talkrunden und Dokus zu produzieren. Allerdings fühlte sich Razmahal durch das Auftreten dieser vier Männer in seinen Zweifeln bestätigt, ob dieses Unternehmen den erhofften seriösen Rahmen für das Vorhaben bieten würde.

»Wir haben Ihr Exposé mit großem Interesse gelesen«, begann Bährens und lehnte sich selbstgefällig zurück. »Lassen Sie uns

ergebnisoffen darüber reden. Denkbar wäre alles: von einer Talk-Runde bis zu einer mehrteiligen Doku-Soap.«

Razmahal runzelte die Stirn, entschied aber, nichts zu entgegnen.

»Die Frage ist natürlich, wie telegen Ihr ... ja sagen wir mal ... Ihr Kunde ist. Sollten wir zu dem Ergebnis kommen, dass die Story bei uns laufen könnte, wäre das der nächste Gesichtspunkt, den wir checken müssten. Selbstverständlich müsste er sich einem Casting unterziehen und – Sie werden das verstehen – auch zielgruppenorientierte Messages von sich geben können.«

Razmahal beobachtete die versteinerten Gesichter der anderen, die ihm wie angriffslustige Raubtiere erschienen, die nur darauf lauerten, ein passendes Opfer zu finden, das sie der sensationsgierigen Zuschauermeute vorführen konnten – nur die Einschaltquoten im Kopf.

»Ich hatte Ihnen am Telefon gesagt, dass das Thema nicht für eine Show taugt«, wagte Razmahal einzuwenden. »Man müsste es mit gewissem Feingefühl angehen.«

Feingefühl. Dieses Wort schien bei seinen vier Gesprächspartnern sichtliche Verwunderung auszulösen.

»Sie denken an eine Reportage?«, staunte Bährens, als sei dies eine völlig absurde Idee. »Dann wären Sie aber bei *Arte* oder *Phoenix* oder bei einem anderen Spartensender besser aufgehoben.«

Razmahal ging nicht darauf ein. Bährens brauchte nicht zu wissen, dass man dort abgewunken hatte. Die Düsseldorfer Produktionsfirma war allenfalls »dritte Wahl« gewesen.

»Ich dachte«, gab er sich diplomatisch, »Sie hätten in Ihrem Hause mannigfache Möglichkeiten, um so ein Thema zu vermarkten.«

»Vermarkten ja«, griff Bährens diesen Hinweis geradezu hochehrent auf. »Wir sind spezialisiert auf das Vermarkten von interessanten Themen. Aber dann muss es sich dafür eignen. Selbstverständlich haben wir die Brisanz Ihrer Geschichte erkannt. Aber wir müssen stets unsere Zielgruppe im Auge behalten – also jene, an die sich die Werbespots richten sollen, mit denen wiederum unsere

Kunden, also die Fernsehstationen, ihr Geld verdienen.« Bährens sah zu seinen Kollegen, die eifrig nickten, inzwischen entweder gelangweilt mit ihren Kugelschreibern spielten oder über die Displays von Smartphones wischten.

Razmahal behielt den Wortführer fest im Auge und lauschte auf dessen Statement, das er als ziemlich entlarvend empfand. »Wir haben uns zweierlei gedacht«, fuhr Bährens fort. »Erstens eine dreiviertelstündige Talkrunde mit Ihrem Kunden und einigen Experten, die eine konträre Meinung vertreten, wie etwa populärwissenschaftliche Theologen oder Historiker – oder wir lassen ein Drehbuch für einen spannenden Mehrteiler entwickeln.«

Razmahal schwante Böses: »Eine Art Armageddon – das Jüngste Gericht oder so was Ähnliches«, entfuhr es ihm in Anlehnung an besagten Weltuntergangsfilm aus dem Jahre 1998.

Bährens lächelte und sah nacheinander seine Kollegen an, die keine Miene verzogen. »Sie sollten nicht vergessen, Herr Razmahal: Die Zuschauer wollen etwas geboten kriegen. Action, Spannung. Von Weltverbesserern hat man die Nase voll.«

Razmahal schwieg.

»Also«, machte Bährens mit überheblichem Tonfall weiter: »Sie überlassen uns das Manuskript, und wir beauftragen einen Drehbuch-Writer, etwas Brauchbares draus zu machen. Die Rechte an der Story übertragen Sie uns. Dazu wird Ihnen unser Justiziar einen Vertrag aufsetzen.«

Razmahal fühlte sich in die Enge getrieben. So nach dem Motto: Entweder die Entscheidung wird gleich gefällt oder Ende der Diskussion. »Das würde bedeuten«, warf er deshalb vorsichtig ein, »ich überlasse Ihnen die Rechte, und Sie können mit dem Thema machen, was Sie wollen. Schlimmstenfalls gar nichts.«

»So kann man es sehen. Vereinfacht ausgedrückt. Aber bedenken Sie, dass wir das finanzielle Risiko einer Produktion tragen.«

»Aber wenn nichts daraus wird oder wir mit Ihrer Produktion nicht einverstanden sind, wäre die Sache wohl gestorben.«



Bährens zuckte mit den Schultern.

Razmahal spürte, dass die Fahrt nach Düsseldorf sinnlos gewesen war. Er sah auf die Armbanduhr und entschied, das Gespräch zu beenden, um am frühen Abend daheim in München sein zu können. Für einen Moment musste er an den zerkratzten Lack seines Autos denken. Ein böser Verdacht drängte sich ihm auf: Gab es zwischen dieser seltsamen »Botschaft« und den vielen Absagen, die er für sein Bemühen hatte einstecken müssen, womöglich einen Zusammenhang? Seine letzte Hoffnung galt dem erst im vorigen Jahr gegründeten Magazin *global* in Stuttgart. Vielleicht hatte man dort den Mut, etwas entgegen dem allmächtigen Mainstream zu veröffentlichen. Noch im Weggehen hörte er einen aus der Gesprächsrunde sagen: »Der wäre besser bei *Bibel TV* oder einem dieser konfessionellen Sender aufgehoben.«

## 9

Der junge Mann beherrschte mehrere Sprachen perfekt. Doch woher er kam und wo er geboren wurde, darüber schwieg sich Jeremias aus. Wurde er danach gefragt, fand er stets ausweichende Antworten. Seine braune Hautfarbe und seine schwarzen Haare, dazu ein exakt rasierter Schnauzbart ließen auf einen südländischen Typ schließen. Italiener vielleicht, hatten manche der Studenten gemutmaßt, in deren Kreisen er sich überaus wohlfühlte, obwohl er erst im nächsten Jahr sein Studium antreten würde.

Genauso gut konnte er aus dem Nahen Osten stammen, denn wenn es sein musste, unterhielt er sich ebenso fließend mit Arabern wie mit Israelis. Dann gab er sich charmant und weltmännisch, was ihm trotz seines jugendlichen Alters bestens gelang. Er war gerade 17 geworden, hatte sein Abitur mit Bravour bestanden und schien sich politisch zu betätigen. Jedenfalls hatte er einmal in einer Münchner Studentenkneipe als Abiturient die Bemerkung fallen lassen, dass er sowohl Wirtschaftsrepräsentanten als auch Regierungsvertreter beraten wolle. Seine beiläufig geäußerte Vermutung, es stünden möglicherweise umwälzende politische Veränderungen an, war jedoch im allgemeinen Staunen über seine Pläne untergegangen. So ganz ernst wollten ihn seine zumeist wesentlich älteren Freunde nicht nehmen, wenn er altklug über globale Ereignisse dozierte und darüber klagte, wie schändlich die Menschen mit dem Planeten umgingen. Dann registrierte er, dass er auf mitleidiges Lächeln stieß. Sie hörten ihm zwar gerne zu, aber für sie war er zu jung und zu unerfahren.

Der Einzige, der ihn akzeptierte und dem er sich voll anvertraut hatte, war Ismail Razmahal. Beide mussten sie aber darauf achten, nicht vorzeitig ins Abseits gedrängt oder ganz aus dem Verkehr gezogen zu werden. Dann würde es schwer werden, die Medien für sich zu gewinnen. Andererseits beschlich ihn seit einigen Wochen das beklemmende Gefühl, durch seine Äußerungen ins Visier der Geheimdienste geraten zu sein. Vermutlich war er im Zuge der allgemeinen Terroristenabwehr, die in den vergangenen zehn Jahren stark ausgebaut worden war, in einem jener Raster hängen geblieben, das an Personen wie ihn besonders strenge Maßstäbe anlegte. Dies konnte ihm zwar egal sein, doch schien es ihm zum jetzigen Zeitpunkt angeraten, etwas zurückhaltender zu agieren.

Er mied das Handy und führte stattdessen manche seiner Gespräche von den wenigen öffentlichen Telefonsprechstellen aus, die es noch gab – auch wenn dies lästig und aufwendig war,

zumal er stets eine Chipkarte oder Kleingeld zur Hand haben musste. Auch was Autos anbelangte, zeigte er im Gegensatz zu den meisten jungen Leuten kein sonderliches Interesse daran, irgendwann ein eigenes zu besitzen. Seinen Freunden erklärte er stets, wie wichtig öffentliche Verkehrsmittel seien.

Wenn er sich mit Ismail Razmahal treffen wollte, verabredeten sie sich an stets wechselnden Orten. Denn, das hatte er längst erkannt, selbst die kritischsten Journalisten neigten dazu, den offiziellen Statements mehr zu glauben als einem unbedeutenden jungen Mann, der nicht mal volljährig und dessen Herkunft nicht klar war. Ohnehin galt in der meist oberflächlichen Medienlandschaft nur, was dem materialistischen Weltbild entsprach. Alles, was nicht schwarz auf weiß zu belegen war, was nicht wissenschaftlich fundiert erschien und zum herkömmlichen Weltbild von Mathematik, Physik und Chemie oder der jeweiligen persönlichen Einstellung passte, wurde sofort ins Reich der Märchen und Spekulationen verbannt. Was interessierte so etwas eine Gesellschaft, die seit Anfang des dritten Jahrtausends einen immer größer gewordenen Kult um Stars und Sternchen aufbaute und die Happiness und Fun über alles stellte und vielfach nicht mal die Bedeutung der christlichen Feiertage kannte? Und die nur diese Ziele kannte: immer größere Gewinne und steigende Aktienkurse. Und stets Raffgier im Sinn.

Nein, das war ihm längst klar geworden, diese Welt war in eine Richtung abgedriftet, die keinen Platz für all die vielen Geheimnisse ließ, die es abseits der real begreifbaren Dinge gab. Dabei hatte die Menschheit ihre schöne Zivilisation auf Errungenschaften errichtet, die genauso wenig zu sehen, zu greifen und zu hören waren: Funkwellen, die Software für Computer oder zunehmend die Quantenphysik. All das waren winzige Ausschnitte aus Bereichen, die sich zwar weitgehend berechnen und nachweisen ließen, die aber die Vorstellungswelt des normalen Menschen übertrafen. Er lehnte sich in seinem abgegriffenen Polstersessel zurück und

ließ den Blick über die locker mit einigen Büchern bestückten Regale an der gegenüberliegenden Wandseite gleiten. Seine Gedanken kreisten um den Spatenstich in Hintermoorbach, wo er mit Hilfe seines Freundes die erlauchte Besucherschar aufgemischt hatte. Ein kleiner Versuch nur, sich und seine Mission publik zu machen. Aber auch mit kleinen Schritten war Großes zu bewirken.

In den vergangenen vier Monaten, seit er in diese winzige Einzimmerwohnung im Ulmer Fischerviertel gezogen war, hatte er sich ausführlich mit der Weltpolitik befasst, Zeitungen und Nachrichtenmagazine gelesen und im Fernsehen und am Tablet das aktuelle Geschehen verfolgt. Aber noch mehr interessierte ihn die jüngste Zeitgeschichte. Er vertiefte sich in Dokumentationen und Biografien. Denn ihm war bewusst, dass er die gegenwärtige weltpolitische Lage nur verstehen konnte, wenn er die Entwicklung der vergangenen Jahrzehnte studierte. Dass vor 13 Jahren ein Deutscher, dazu einer aus Bayern, zum Papst ernannt worden war, hatte ihn nicht allzu sehr überrascht. Es schien alles so zu laufen, wie es vorgesehen war. Und obwohl Benedikt XVI., wie alte Videoaufzeichnungen belegten, bei seinem damaligen Besuch in der Heimat herzlich und von Hunderttausenden willkommen geheißen worden war, wurde Jeremias schmerzhaft bewusst, dass dies über eines nicht hinwegtäuschen konnte: Insgesamt gesehen gab es auf diesem Planeten kaum noch einen Platz für Gott. Zumindest in der westlichen Hemisphäre schienen sich die Menschen damit schwerzutun.

## 10

Ingrid Ritzler war lange genug Journalistin, um ein Gespür für eine gute Geschichte zu haben. Sie hatte in den späten 80er-Jahren studiert und anfangs genügend Zeit gehabt, um sich der Recherchearbeit widmen zu können. Später jedoch war in den Redaktionen weniger Wert auf fundiertes Nachforschen gelegt worden als vielmehr auf Kenntnisse der Computertechnik, auf Layout und schöne Bildchen, sodass die eigentliche journalistische Arbeit vielfach auf der Strecke blieb. Und die heutige Generation, jetzt im Jahre 2019, wuchs längst mit Computern und immer neueren elektronischen Errungenschaften heran. Es grenzte beinahe an ein Wunder, dass sich die Printmedien überhaupt am Markt behaupten konnten, wenngleich sie seit 25 Jahren mit erheblichen Auflagerückgängen zu kämpfen hatten. Viele kleine Tageszeitungen, die einst mit zur Identität von Heimat und Landschaft beitrugen, hatten nicht überlebt – die Folge war, dass immer größere Verlage und Medienkonzerne entstanden waren, die sich zwangsläufig nicht mehr um regionale Ereignisse kümmern konnten. Den Menschen, so beklagte Frau Ritzler oft, war damit viel von dem verloren gegangen, was bei den Vätern und Großvätern von Bedeutung gewesen war. Doch in einer rasanten Hinwendung zur Globalisierung war kein Platz mehr für Heimatgefühle, Vereinsleben oder dem Interesse an den Ereignissen innerhalb einer kleinen überschaubaren Region. Allein schon Worte wie »Heimat« und »Tradition« waren bei den jüngeren Kollegen verpönt und wurden mit einer Einstellung in Verbindung gebracht, die ihnen politisch nicht korrekt oder gar suspekt erschien.

Ritzler versuchte deshalb, nostalgische Gefühle zu unterdrücken, schließlich war alles zu seiner jeweiligen Zeit gut, und vielleicht besannen sich die Menschen eines Tages der früheren Werte.

Eines Tages, so dachte sie, wenn die vielgepriesene Globalisierung an die Wand fuhr.

Es hatte schon immer revolutionäre Veränderungen gegeben, auch wenn sie vielleicht nicht so schnell vonstattengegangen waren wie seit der Erfindung des Computers. Was ihr jedoch am meisten zu denken gab, war die Beobachtung, dass sich rein materielles Denken in geradezu atemberaubendem Tempo ausgebreitet hatte. Seit sich in den Jahren nach der Jahrtausendwende das soziale Klima abgekühlt hatte, waren viele Werte über Bord geworfen worden. Wie nie zuvor schien sich jeder selbst der Nächste zu sein und die materielle Seite des Lebens als die einzig wahre anzuerkennen. Ein unglaublicher Egoismus hatte sich breitgemacht, verbunden mit einem Anspruchsdenken und dem Verlust jeglichen Respekts vor Andersdenkenden. Den christlichen Kirchen war es zumindest in den sogenannten zivilisierten Ländern nicht gelungen, den Abwanderungsprozess ihrer Gläubigen zu stoppen. Immer mehr Gotteshäuser mussten geschlossen werden, weil sich die Immobilie nicht finanzieren ließ und wirtschaftliches Denken über dem seelsorgerischen Anspruch stand. Zwar spürte Frau Ritzler in Gesprächen mit Freunden und Bekannten, dass es den Glauben an eine gewisse Spiritualität noch gab, doch war es unmodern geworden, sich öffentlich dazu zu bekennen. Auch innerhalb der Redaktion von *global* war dieses Thema tabu, es sei denn, es gab einen Anlass, sich eher negativ über die Kirchen auszulassen. Jedenfalls galt es als verpönt, sich ernsthaft mit unerklärlichen Themen auseinanderzusetzen, die sich nicht durch handfeste Beweise untermauern ließen. Alles, was nicht dem konservativen Weltbild von Wissenschaft und Technik entsprach, wurde ins Reich der Märchen und Spekulationen verwiesen. Denn der Mensch der heutigen Zeit hatte für alles eine Erklärung parat zu haben, auch wenn die Quantenphysik in den vergangenen Jahren manches davon ins Wanken gebracht hatte. Aber das verstand ja ohnehin keiner.

Ritzler hatte das Anliegen ihres Kollegen Brodbek während der Konferenz vor einigen Tagen deshalb nicht vertiefen können, sich aber durchgerungen, ihn privat anzurufen und sich mit ihm zu treffen. Sie hatten sich in Stuttgart, wo *global* vor einigen Jahren gegründet worden war, für ein Weinlokal entschieden und einen Tisch in einer Nische reserviert.

»Halt mich bloß nicht für eine Spinnerin«, lächelte Ingrid Ritzler verlegen, nachdem der Kellner zwei Viertele Trollinger mit Lemberger serviert hatte. Sie sah ihr Gegenüber durch eine randlose Brille mit großen Augen an. Ihr Gesicht war nahezu faltenfrei und ließ nicht vermuten, dass sie die 50 bereits überschritten hatte.

»Aber ich bitte dich«, besänftigte Brodbek charmant. »Wir sind lange genug Journalisten, um zu wissen, dass manchmal die verrücktesten Dinge geschehen können.« Sie prosteten sich zu, während die Kerze zwischen ihnen flackerte. Ingrid Ritzler hatte dem Kollegen am Telefon gesagt, dass sie sich für das Manuskript dieses Münchner Journalisten interessiere. »In der Redaktion darüber zu reden, führt zu nichts«, sagte sie und behielt ihr aufmunterndes Lächeln bei. »Der Holzkopf hält nichts davon, und unsere jungen Kollegen schon gar nicht.«

Brodbek gab sich informiert. »Alles klar. Ich bin mir sicher, wenn einer mit einer politischen Skandalgeschichte dahergekommen wäre, wären sie alle losgerannt wie die Irren. Mir geht's gar nicht darum, die Sache hochzuspielen, doch einen Recherche-Auftrag wär's immerhin wert gewesen.«

»Genau darum geht's mir.« Ihre Augen funkelten. »Natürlich weiß ich genauso gut wie du und unser Holzkopf, dass es von Verrückten nur so wimmelt. Das hatten wir doch alles schon.« Sie drehte das langstielige Weinglas nachdenklich im Kreis und zählte auf, was sie schon alles erlebt hatte: »Angeblich Wiedergeborene, denen man nicht glauben wollte, oder phänomenale Wahrsager oder Außerirdische. Denk an den Uri Geller. Hast du mal was von dem gehört?«

Brodbek seufzte. »Gehört schon, war aber damals zu jung. Irgendein Israeli, der in einer Fernsehshow angeblich mit Gedankenkraft Besteck verbogen hat, stimmt's?«

»Stimmt«, bestätigte sie, »und ich habe im Archiv nachgelesen: Die Kollegen vom *Spiegel* haben damals alles darangesetzt, ihn als Lügner und Trickser und Taschenspieler zu entlarven. Er habe mit Chemikalien geschummelt und sie heimlich mit dem Metall in Verbindung gebracht. Die Frage ist nur, wie er es bewerkstelligt hat, dass es Tausenden Zuschauern, die es ihm daheim vor dem Bildschirm nachgemacht haben, gelungen ist, Löffel zu verbiegen.«

»Spinner«, entgegnete er ironisch. »Alles Spinner, Wichtigtuer, Massensuggestion.«

»Ja, so hat man das damals erklärt. Man kann das alles im Internet nachlesen.« Sie nestelte an ihrem halblangen blonden Haar.

»Und jetzt willst du auf eigene Faust die Sache angehen?«, kam er aufs Thema zurück.

»Was heißt auf eigene Faust. Dazu fehlt mir die Zeit. Außerdem wird der Verfasser des Manuskripts wohl kaum Interesse daran haben, sich mit einer Journalistin abzugeben, die keinen Cent bezahlen kann und nicht im Auftrag eines internationalen Medienunternehmens handelt.«

»Schwer zu sagen«, antwortete Brodbek. »Soweit ich weiß, hat er's schon anderswo probiert. Und nichts als Absagen kassiert. Schließlich sind wir bei Weitem nicht die Größten der Branche. Jedenfalls will dieser Ismail Razmahal keine Klatschgeschichte, sondern eine absolut seriöse Story, die die Welt verändern soll, an die Öffentlichkeit bringen.«

Ritzler staunte. »Ach, in dieser Liga spielt er. Er will also eine Botschaft verbreiten und die Medien als Forum verwenden?«

»Danach sieht's aus. Aber um es klarzustellen, nicht Ismail geht es darum – der ist nur der Autor dieses Porträts –, sondern es ist der Wunsch dessen, über den er diese Geschichte geschrieben hat. Ein umfassendes Werk übrigens. Würden wir dies in voller Länge



abdrucken, wären das locker zehn Folgen. Unser Holzkopf hat den Ausdruck garantiert nur oberflächlich gelesen.«

»Aber du hast es gelesen?«

Bevor er antworten konnte, kam der Ober und fragte dezent, ob die Herrschaften etwas zu essen wünschten. Brodbek lehnte mit einem Seitenblick auf Frau Ritzler, die den Kopf schüttelte, dankend ab und wandte sich ihr wieder zu: »Ja, ich hab's gelesen, komplett.« Er überlegte, wie er den Inhalt auf einen kurzen Nenner bringen sollte.

»Und?« Sie versuchte, ihre ungeduldige Neugier zu unterdrücken. »Er behauptet also, ein Wanderprediger zu sein, der göttliche Botschaften empfängt?«

Brodbek trank einen Schluck Wein, sah sich um und stellte zufrieden fest, dass die anderen Tische weit genug entfernt waren, als dass jemand hätte mithören können, und sagte mit gedämpfter Stimme: »Ich wollte es in der Redaktionskonferenz nur nicht so deutlich sagen: Er behauptet sogar, Jesus persönlich zu sein.«

Zum ersten Mal zeigten sich auf der Stirn der Frau einige Falten. »Er behauptet was?«

»Ja, er will Jesus sein.«

»Jesus«, wiederholte sie, als ob sie das Gehörte nicht fassen könne. »Er sagt, er sei Jesus?«

»Ja. Er sei nach 2.000 Jahren wiedergekommen, um die Menschheit zu retten.«

»Und dazu bedarf es einer Wiederkehr?«, gab sie sich unerwartet skeptisch. »Ich meine, als Gottessohn hätte man doch andere Möglichkeiten der Einflussnahme, oder?« Kaum hatte sie es gesagt, ärgerte sie sich darüber, denn genau dies war ja zu einem Großteil die Argumentation der Atheisten: Wenn es einen Gott gab, warum ließ er dann dies und jenes zu?

Brodbek zuckte mit den Schultern. »Was fragst du mich das? Aber wenn du das liest, raubt es dir zeitweilig den Atem.«

»Und woher kommt dieser neue Gottessohn?« Die Zweifel in ihrer Stimme waren unüberhörbar.

»Aus New York«, erwiderte Brodbek schnell. »Ein adoptiertes Waisenkind vom 11. September 2001.«

## 11

Jeremias hatte das Gymnasium in Dachau mit Bravour durchlaufen, das Abitur mit 1,0 bestanden. Er galt als überdurchschnittlich intelligent. Er war sogar ein Jahr früher eingeschult worden und hatte im Gymnasium eine Klasse übersprungen. Die Traumnote öffnete ihm Tür und Tor. Schon frühzeitig war ihm klar gewesen, welche Richtung er einschlagen würde. Sein Interesse galt, geprägt durchs Elternhaus, den Wissenschaften, weshalb er im bevorstehenden Wintersemester 2019/20 sein Physikstudium an der Universität in Ulm hätte beginnen können. Um es zu finanzieren, jobbte er regelmäßig als Kellner oder Prospektausträger, bisweilen erledigte er Schreibaarbeiten für eine Kirchengemeinde. Auch griffen ihm die Adoptiveltern finanziell kräftig unter die Arme.

Zwar war es ihm gleich nach dem Abi im vorigen Sommer schwergefallen, den Großstadtbereich München zu verlassen und in die bayerisch-württembergische Provinz an die Donau zu ziehen, doch schien es ihm von Vorteil zu sein, dass dort seine Mutter an der Uni beschäftigt war. Nicht dass es ihm um Beziehungen gegangen wäre, nein, die hatte er mit seiner Traumnote nicht

gebraucht, aber schaden konnte es nicht, da seine Mutter eine angesehenere Mitarbeiterin der Uni war. Schon nach wenigen Monaten hatte er sich in der Stadt mit dem höchsten Kirchturm der Welt eingelebt, und alles sah danach aus, dass das Studium für ihn ein Leichtes sein würde – auch wenn er sich selbst versorgen musste.

Lange allein war er ohnehin nicht. Es machte ihm große Freude, in netten Kneipen künftige Kommilitonen zu treffen, die ihn zunehmend zu akzeptieren schienen. Sie setzten sich von Mal zu Mal ernster mit seinen Argumenten auseinander und staunten über sein Wissen, das so gar nicht zu einem 17-Jährigen passen wollte. Sie diskutierten deshalb gerne mit ihm über Gott und die Welt – im wahrsten Sinne des Wortes. Bald fühlte sich Jeremias den Studenten zugehörig, obwohl er inzwischen entschieden hatte, vor dem Studium noch ein Sabbat-Jahr einzulegen. Judith, eine Studentin, hatte sogar ihre ältere Schwester Helene dafür begeistern können, ihm gelegentlich bei der Hausarbeit zur Seite zu stehen. Helene war hübsch und zuverlässig, zumal sie beruflich einen Pflegedienst leitete.

Für einen Moment musste er an all das denken, als er seine neuen Freunde und somit Judith traf. Doch die gerade angestoßene Diskussion zur Politik holte ihn in die Realität zurück.

»Wir sollten wieder eine Bewegung wie damals in den 68ern haben«, schlug einer der Studenten vor, als sie an diesem Frühlingsabend in einer Bierkneipe zusammensaßen. »Das ist über ein halbes Jahrhundert her«, meinte Judith, die mit ihrem Cocktailglas nebenan am Tresen lehnte, über dem ein Monitor per Laufschrift ständig die neuesten Weltnachrichten präsentierte. »Und wir kennen das, worüber wir reden, alles nur vom Hörensagen und Lesen.«

»Und was hat sich geändert?«, fragte ein anderer Student dazwischen. Er hatte Mühe, sich im allgemeinen Geräuschpegel der Kneipe verständlich zu machen.

»Nichts«, war die einhellige Meinung. Einer formulierte es sogar so: »Die politischen Systeme gelten weiterhin als verfilzt, korrupt und nur darauf ausgerichtet, den Großkonzernen den Weg in die ganze Welt zu ebnen, um vollends im letzten Winkel vermeintlich günstige Produktionsbedingungen auszuschöpfen und Menschen auszubeuten. Derweil bleiben die sozialen Systeme marode und dämmern weite Landstriche in Afrika dem Hungertod entgegen. Und die Kluft zwischen Christen und Moslems hat sich eher vertieft.«

»Es geht überall auf der Welt um die Vorherrschaft, um Geld, Macht und Einfluss«, bekräftigte ein anderer. »Und anstatt die Ressourcen und Finanzen in die Wissenschaft zu stecken, um den wahren Werten des menschlichen Lebens auf die Spur zu kommen, um Krankheiten zu erforschen und gesellschaftliche Bedingungen zu verbessern, werden Irrsinnssummen für Rüstung verwendet.« Jeremias gefielen solche Worte, weil sie voll und ganz seine Einschätzung wiedergaben. Er ergänzte deshalb schnell: »Irre Summen für die Rüstung. Alles, um sich gegenseitig totzuschlagen.« Dann erinnerte er an die beiden Weltkriege, bei denen Millionen junger Leben geopfert wurden, als seien sie nur Figuren in einem Sandkastenspiel der Mächtigen. Wie viel geistiges Potenzial war vernichtet worden! Ein Umstand, der die Entwicklung der Menschheit um Jahrhunderte zurückgeworfen habe.

Jeder Mensch, für sich allein gesehen, wollte nichts weiter als seinen Frieden und sein Auskommen. Das zeigte sich schon dann, wenn man einzelne Mitglieder von Straßengangs vor sich hatte. Dann waren sie meistens unsicher und hilflos, erst in der Gruppe, wenn einer sich als Anführer herauskristallisierte, wurde jene Energie entfacht, die millionenfaches Elend gebracht hatte. Diese negative Energie, dieses kollektive negative Denken, wie es Jeremias formulierte und dabei von vielen seiner materiell eingestellten Freunden belächelt und allenfalls zu weit fortgeschrittener

nächtlicher Stunde interessiert zur Kenntnis genommen wurde, war die Wurzel allen Übels.

»Glaube versetzt Berge«, zitierte Jeremias in solchen Fällen aus der Bibel – in sinngemäßer Abwandlung aus dem Matthäus-Evangelium Kapitel 17, Vers 20. Viele seiner Zuhörer kannten zwar das Zitat, nicht aber dessen Ursprung.

Als Beispiel für kollektives negatives Denken erwähnte er meist die Zeit des Dritten Reiches, als das Böse in weiten Teilen der Welt überhandgenommen hatte. Im Gegensatz dazu war für ihn die Beendigung der Teilung Deutschlands ein Beweis für kollektives positives Denken. Über Monate hinweg hatte es damals Gebete gegeben, war ein ganzes Land, ja halb Europa von dem Wunsch beseelt gewesen, die Schatten des letzten Krieges endgültig zu überwinden. Dann diese Nacht des 9. Novembers 1989, demnächst 30 Jahre her – da geschah etwas, das auch die Chronisten nicht bis ins letzte Detail zu erklären vermögen. Nämlich, dass ein Staat plötzlich aufgab und seine Bürger ohne Blutvergießen die trennende Mauer übersteigen und abreißen ließ. Überdies hatte Günter Schabowski, damals Sekretär für Informationswesen des SED-Politbüros, einige Stunden verfrüht und irritiert bei einer Pressekonferenz vor den Kameras die Reisefreiheit verkündet. Als Jeremias an all dies erinnerte und seine Theorien verbreitete, himmelte ihn Judith grinsend an: »Du bist der ewige Weltverbesserer.«

»Warum studierst du nicht Theologie?«, schlug ihm ein kräftiger Kommilitone auf seine schmalen Schultern.

Jeremias trank sein Pils aus und drehte sich zu dem jungen Mann: »Theologie?«, wiederholte er. »Soll ich Glauben studieren?« Seine Stimme war ruhig und erregte dennoch die Aufmerksamkeit der umherstehenden Studenten. »Glaube zu studieren heißt doch, etwas von Menschen Erdachtes als endgültig zu akzeptieren. Und wenn du was anderes glaubst als ich, dann sind die Auseinandersetzungen vorprogrammiert. Mit welchem Recht kann ich behaupten, mein Glaube sei der Richtige – nur weil es Reli-

gionsführer gibt, die mir das suggerieren, oder weil man mir diesen Glauben in die Wiege gelegt hat, oder weil mich irgendwelche Fanatiker in ihren höllischen Bann gezogen haben?»

»Mensch, Jeremias«, sah ihn einer der jungen Männer stirnrunzelnd an. »Du solltest in die Politik gehen oder, noch besser, Philosophie studieren. Physik macht dich nur krank.«

Jeremias ließ sich auch eine Stunde nach Mitternacht nicht beirren, obwohl er wusste, dass seine Freunde unter dem Einfluss einiger Cocktails inzwischen flottere Sprüche riskierten. »Und genau das ist euer Irrtum«, entgegnete er ihnen. »Ich staune über euer Weltbild. Ihr seht nur eure eigenen Kategorien, eure eigenen Schubladen, euer eigenes Gebiet – hier die Physik, da die Chemie, da die Mathematik, dort die Medizin. Ihr könnt eure Disziplinen genauso wenig voneinander trennen wie Energie, Materie und Wellen. Wir alle sind Bestandteil dieser Schöpfung. Ihr genauso wie das Holz von diesem Tresen oder das Glas dieser Flaschen hier.« Er deutete zum Spiegelregal hinter dem Tresen.

»Hey«, legte Judith einen Arm um seine Schulter. »Du bist ja ein richtiger Revoluzzer.« Sie kam ihm nahe. Schon vor einigen Wochen hatte sie ihn ihre Sympathie spüren lassen. »Und was schwebt unserem Jung-Einstein einmal vor?«, fragte sie grinsend. Sie hatte Einsteins Namen bewusst gewählt, schließlich war dieser begnadete Physiker in Ulm geboren.

Jeremias verzog sein Gesicht zu einem sanften Lächeln und sah die umstehenden Freunde nacheinander an. »Ich will die Welt retten«, sagte er und ertete nach zwei, drei Sekunden des Staunens ein lautstarkes Gelächter.